

Aufstehn, aufeinander zugehn Schritte wagen, Glauben teilen

**Referat Frauentag SJK 2010 Esslingen
Pastorin Ulrike Burkhardt-Kibitzki, Waiblingen-Schorndorf**

Liebe Bischöfin, liebe Schwestern, liebe Brüder,
herzlichen Dank für die Einladung, heute zu Euch sprechen zu dürfen. Es ist mir eine Ehre und eine Freude, dies gerade in Esslingen tun zu dürfen, dem Ort, an dem ich mich in manchem Jahr durch die Schule kämpfte, meine Taufe und Einsegnung erfuhr. Und als Ehepaar haben wir vor 25 Jahren in Esslingen Gottes Segen zugesprochen bekommen.

Das Oberthema, unter dem sich die Konferenz in den nächsten Tagen sammelt, formuliert eine tiefe Sehnsucht: LEIDENSCHAFTLICH LEBEN – WACHSEN AUS GLAUBEN

Vielleicht denken Sie jetzt: Na, das ist ja wahrhaft nichts Neues. Das haben aber jetzt schon bald bis zum Überdruß gehört. Wachstum scheint das Maß aller Dinge zu sein. Und Leidenschaft ist ein Begriff mit Hochkonjunktur. Alles soll jetzt leidenschaftlich sein. Politik soll leidenschaftlich gemacht werden, Unternehmen wollen leidenschaftlich motivierte Mitarbeiter, Eis schmeckt leidenschaftlich gut und gespart wird jetzt auch leidenschaftlich. Da wollen wir Christenmenschen nicht nachstehen und endlich wieder ??? leidenschaftlich unseren Glauben leben.

Vor 1 ½ Jahren bin ich vom Evangelisations-Werk eingeladen worden, zwei Bibelarbeiten zum Thema „wachsende Leidenschaft“ zu halten. Ich habe gemerkt, wie viel Leute unter fehlender Leidenschaft in ihrem Glaubensleben und in ihren Gemeinden leiden. Und damit meinten, dass kein Leben mehr zu spüren ist, alles seinen gewohnten, routinierten, überschaubaren und absehbaren Gang läuft– aber Aufregendes geschieht nicht mehr. Nicht im persönlichen Glauben. Da köchelt das Feuer der Leidenschaft, die Liebe zu Jesus nur noch auf Sparflamme. Und auch in manchen Gemeinden sieht es offensichtlich nicht viel anders aus: wo keine Leidenschaft mehr zu spüren ist, sondern alles nur noch seinen gepflegten, ordentlichen, gut verwalteten Gang geht, da sind Stagnation und Resignation häufig die Folge, Rückzug nach innen und außen ebenso. Wir spüren intuitiv,
dass sich etwas ändern muss,
dass wir uns ändern müssen,
dass ich mich selbst ändern muss.

Dass sich in unserer Glaubens- und Gemeindekultur etwas ändern muss,
genauso wie sich in der Kultur unseres Landes etwas verändern muss.

Damit wir Zukunft haben.

Leidenschaft fällt nicht vom Himmel und sie wächst nicht automatisch. Sie hat etwas mit uns zu tun. Mit unserem Lebensstil, mit unserer Selbstwahrnehmung, mit unserer kritischen Selbstreflexion und mit einem offenen Herzen, einem sehnsüchtigen Geist, der Gott begegnen möchte.

Aufstehn, aufeinander zugehen, Schritte wagen, Glauben teilen – die Stichworte, unter denen wir uns heute Nachmittag treffen.

Aufstehn, aufeinander zugehn –Schritte wagen, Glauben teilen - dies alles könnte ein Weg, ja vielleicht sogar der Königsweg sein, um Glauben wieder leidenschaftlich zu erleben.

Das Motto entstammt Zeilen zweier Liedern, die wir heute Nachmittag singen. In beiden Zeilen schwingt viel Bewegung, viel Dynamik. Und auch ein bisschen Druck – ziemlich viele Imperative, Appelle. Nicht sitzen und festkleben, sondern zum aufstehen fordern wir uns gegenseitig auf, wenn wir singen.

Aufstehen mit einem bestimmten Ziel, mit einer bestimmten Richtung. Einen Schritt und noch einen auf die nächste zumachen. Unsere Position ändern.

Das fällt uns hier noch relativ leicht, in überschaubarem Rahmen. Wir haben gemeinsam, dass wir aus einer EmK-Gemeinde sind, wir sind uns nahe. Und doch wieder nicht zu nahe, dass das mit den Schritten, dem aufeinander Zugehen schon wieder eine Überwindung wäre.

Aber im Alltag sieht es oft anders aus. Da kleben uns unsichtbare Klötze an den Füßen und wir kriegen keinen Schritt vor den andern. Wir gehen die Wege, die uns schon lange vertraut sind. Wir besuchen die Menschen, die uns seit je bekannt sind. Wir laden die ein, mit denen wir befreundet oder verwandt sind. Wir übersehen geflissentlich die, die uns nicht so liegen. Wir umgehen die Unbequemen, die Querulanten, die Nervigen, Anstrebenden, die Provokateure, die Überempfindlichen - und sind lieber mit Unsereins zusammen. Unser Verwandten- und Freundeskreis deckt alle unsere Bedürfnisse ab, weshalb mich dann noch auf neue Leute einlassen?

Unsere Schritte gehen nicht von selbst zu den Fremden und den Neuen in einer Gemeinde. Vielleicht am Arbeitsplatz, weil wir es dort müssen. Vielleicht auch noch im Sportverein, weil alle mit einem Ziel sich dort treffen. Aber in unseren Gemeinden tun wir uns nach meiner Beobachtung sehr schwer, Schritte aufeinander zuzugehen. Zu den Neuen nicht und auch nicht zu denen, die einer anderen Gruppe in der Gemeinde angehören oder die so ganz andere Glaubenseinstellungen haben oder mit denen man sich irgendwann mal überworfen hat.

Schritte aufeinander zugehen zwischen den Generationen mit ihrer jeweiligen Lebenskultur und -Stil.

Und wie sieht das aus mit dem Schritte wagen, wenn es darum geht, meine sportbegeisterte Freundin am Sonntag in den Gottesdienst einzuladen und das Fitnessstudio sausen zu lassen? Muss ich mich in meinem Privatleben auch noch anstrengen und ständig über meine zugegebenermaßen engen Grenzen gehen? Das reicht mir doch schon im Berufsleben, in meinem Privatleben muss ich mich ausruhen, wieder zu Kräften kommen, da kann ich mich nicht wieder einlassen auf vielleicht komplizierte neue Beziehungen oder intensive Integrationsarbeit inmitten von Konflikten oder anstrengende Diskussionen über theologische Ansichten.

Zunächst: 1) Schritte wagen

Ich möchte mich an diesem Bild orientieren und mit Ihnen eine biblische Geschichte betrachten, in der es nicht gleich um einen konkreten Schritt auf die oder den Nächsten zu geht, sondern um eine grundsätzliche Einstellung, sich in Bewegung zu setzen, Neuland zu entdecken oder aber auch davor zurückzuschrecken. Darum, bereit zu sein, sich selbst zu verändern und Veränderungen, mit denen man konfrontiert wird, konstruktiv anzunehmen.

Murmelgruppen

Sodann möchte ich 2) in einem weiteren kürzeren Abschnitt ein Beispiel einer jungen Methodistin vorstellen, die gewagt hat, am Ende des 19. Jahrhunderts einen großen Schritt zu machen und ihren Glauben zu teilen

Schließlich: möchte ich 3) überlegen, was uns motivieren könnte, die als dringend notwendig erkannten Schritte in die Tat umzusetzen.

1) Die Geschichte, mit der ich Sie in eine ferne Zeit zurückführen möchte.

Findet sich im 4. Buch Mose, im Buch Numeri, Kapitel 13: Ihren Anfang nimmt sie schon im Exodusbuch. Stellen wir uns folgende Situation vor: Wir befinden uns in der Wüste. Wir sehen Menschen, die seit 40 Jahren, was für eine endlos lange Zeit, durch die Wüste zu Fuß unterwegs waren. Diese Wüstenmenschen, die Israeliten, sind einst geflohen vor der Ausbeutung eines Menschen-verachtenden Herrschers, der ihnen ständig mehr und mehr Arbeit verordnete. So dass sie es irgendwann einmal fast nicht mehr schaffen konnten. Wir würden heute über Arbeitsverdichtung sprechen. Damals taten die Knochen weh von der schweren Arbeit des Steineschleppens. Die Ernährung war nicht ausreichend, viel zu wenig Vitamine und Fleisch als Energielieferant gab es schon fast gar nicht. Aber man musste durchhalten. Frauen und Kinder mussten irgendwie überleben und waren auf den kargen Lohn angewiesen. Leben am Existenzminimum ohne sozialstaatliche Unterstützung. Das kann einem das Leben wirklich sauer machen. Die Lebenserwartung war denkbar niedrig, 30 vielleicht 35 Jahre wurde ein erwachsener Mann. Dann starb

er an Entkräftung. Und die Frauen starben oft noch früher, denn die vielen Schwangerschaften bedeuteten eine stetige Gefahr für Leib und Leben. Ach, und der Tod war allgegenwärtig. Kinder wurden geboren und starben wieder. Nur die stärksten überlebten. Wie oft stand man als Eltern am offenen Grab eines Kindes. Das gehörte zum Leben dazu wie der Aufgang und der Untergang einer Sonne, die gnadenlos auf die blanken Rücken brannte. Es gab keine Gewerkschaften, die auf menschenwürdige Arbeitsbedingungen achteten und wenigstens für einen Mindestlohn kämpften. Nein, sie waren recht- und schutzlos der Willkür des ägyptischen Pharaos ausgeliefert. Wer so stumpf vor sich hinlebt und die Kraft zum Träumen von einer besseren Zukunft schon fast verloren hat, muss wie elektrisiert gewesen sein, als da ein Mann kam, der ihnen von einem Land erzählte, in dem angeblich Milch und Honig fließen. Was, das soll es geben? Ein Land, in dem man selbstbestimmt sein kann, selbständig entscheiden, wann was anzubauen ist, selbstständig säen und ernten kann? Ein Land, in dem endlich das Dasein als Lohnsklave ein Ende hat?

Es muss eine Erlösung für die Israeliten gewesen sein, als ihnen Mose vom Land erzählte, das ihre Lebensbedingungen radikal verbessern würde. Dort wären sie andere Menschen. Frei, mit Würde und gegenseitiger Achtung. Wo Milch und Honig fließen, da muss es ja Überfluss geben. Endlich sich nicht mehr den Rücken krumm machen. In einem Arbeitstempo arbeiten, das man selbst bestimmen kann. Die Nächte wieder sorgenfrei schlafen können, und sich nicht das Hirn zermartern, was am nächsten Tag auf den Tisch kommen soll. Sich nicht auswingen müssen, alle Kräfte aus sich herausquetschen müssen. Mose erzählt feurig und lebendig und malt ein Bild vor Augen, das die Israeliten alle Angst vor dem Ungewissen über Bord werfen lässt. Sie wagen es, aufzubrechen. Sie nehmen ihr Herz in die Hand, denn verlieren können sie jetzt nichts mehr. Schlechter kann es nicht werden. Deshalb glauben sie dem Mose und seiner Vision von einem besseren Leben. Dieser Führungspersönlichkeit können sie sich anvertrauen. ER hat die Verantwortung, wir werden schon von ihm versorgt werden. Sie wagen den Schritt ins Ungewisse.

Viele Schritte geschehen nur unter Druck.

Erst wenn es gar nicht mehr geht, der Leidensdruck zu hoch wird,
bewegt sich was,
bewegen wir uns,
bewege ich mich.

Das Muster kennen wir. Menschen sind so. Wir lieben das Vertraute, Bewährte, Heimelige, die Nestwärme. Ich bin auch so eine. Auch wenn die Umstände immer schlechter werden. Wir überschreiten ständig unsere gesundheitlichen Grenzen und ändern unseren Lebensstil erst dann, wenn wir ernsthaft krank werden. Wir verbiegen uns bis zum Anschlag, nur um den Arbeitsplatz nicht zu verlieren und merken dabei nicht, dass wir innerlich immer mehr verkümmern und ausbrennen. Wir leben über unsere Verhältnisse und fordern doch immer wieder wie kleine Kinder, versorgt zu werden. Schritte wagen – wenn der Leidensdruck keine Alternative mehr lässt.

Schritte wage ich, wenn es eine Alternative gibt. Zwar verliere ich etwas, wenn ich losgehe - mein bisheriges Lebenssystem, das trotz allem noch immer Sicherheit geboten hat. Aber wenn ich eine Vision habe, wenn mir Gott eine Vision schenkt, wenn ich ernsthaft darum bitte, von Gott einen visionären Blick zu bekommen, wenn ich einer konkreten Utopie eine Chance gebe in meinem Denken für ein besseres Leben für eine zukunftsfähige Gemeinde für eine gerechtere Welt - dann kann ich den Schritt wagen.

Bei den Israeliten trifft beides zu. Leidensdruck und Vision kommen zusammen. Sie wagen es auszuberechnen, aufzubrechen, fassen sich ein Herz, trauen Moses Vision. Wir wissen wie die Geschichte weitergeht. Nach dem ersten Schritt folgt Enttäuschung auf Enttäuschung. Weit und breit keine Kühe, die die überfließende Milch geben könnten und auch keine blühenden Blumen und Bäume, die Honiglieferanten wären. Das Gegenteil ist der Fall. Wüste weit und breit. Die äußere Wüste wird schnell zur inneren Wüste. Zur Wüste von Geist, Gemüt und Glauben. Leben am Existenzminimum. Mit nichts in der Hand als Manna und Wachteln für einen Tag und eine Nacht. Mehr nicht. Was vorher zu viel war, ist jetzt zu wenig. Keine Aufgaben mehr, keine Bestätigung der Schaffenskraft. Kein Haus bauen, keinen Garten pflegen. Die einzige Arbeit ist, sich über Wasser halten. Das ist schon eine unglaubliche Zumutung der Askese, die Gott diesen Menschen, die er doch in die Freiheit herausgerufen hat, macht. Sieht so Freiheit aus? Was ist denn, wenn ein Zelt Löcher bekommt? Oder wie ging denn das, wenn Kinder geboren werden? Wie war das für die Frauen mit ihrer Menstruation? Wäsche-waschen in den wenigen Wadis, Katzenwäsche anstelle der für uns so selbstverständlichen täglichen Dusche.

Und die Toten, die es ja mehr als genug zu beklagen gab. Einfach im Wüstensand verscharren und dann weiterziehen. Allein mit dem Schmerz, ohne einen Ort der Trauer, wo man Blumen pflanzen könnte und einen schönen Stein mit dem Namen des Geliebten setzen. Ach Mose, hast du dich auch wirklich nicht verhöhrt, als du uns zu diesem waghalsigen Manöver provoziert hast. Was mutest du uns mit deinem Wüstengott nur zu? Selbst wenn er uns in der Wolken- und Feuersäule voraus geht, mehr haben wir doch nicht in der Hand. Wir sind Vagabunden, Nomaden, abgerissene Verlierer, Zigeuner.

Und mehr als einmal mucken die Menschen auf. Jahr für Jahr vergeht und damit entschwindet auch die Vision von diesem angeblichen Land im Überfluss. Keiner kann sich das mehr vorstellen. Wer weiß denn noch, wie Honig schmeckt und Milch aussieht. Die, die damals dieses waghalsige verrückte Unternehmen gestartet haben, die wissen es noch. Aus Ägypten, denn dort gab es das. Klar, nicht für jeden Tag. Aber doch hin und wieder. Und wie sich das so erzählen, abends am Feuer, läuft ihnen das Wasser im Mund zusammen und alles verklärt sich. Nostalgie, Sentimentalität - ach wären wir doch bei den Fleischtöpfen Ägyptens geblieben. Wir mussten zwar knüppeln, aber wir wussten wenigstens jeden Tag, dass was auf den Tisch kommt.

So muss sich blanke Verzweiflung anfühlen. Und immer mehr schleicht sich das Gefühl ein und man munkelt es untereinander weiter: Es fühlt sich falsch an. Wir haben einen Schritt gewagt in die vermeintliche Freiheit, aber es war offensichtlich der falsche Schritt. Wir sind einer Illusion aufgesessen, einem Irrweg, aus einem vermeintlichen Fortschritt wurde ein gewaltiger Rückschritt.

Ja, das kann passieren, wenn wir einen Schritt wagen, einen Schritt über unsere eigenen Grenzen. Dass es ein falscher Schritt wird, dass der Traum platzt. Dass er nicht von Erfolg gekrönt wird, blühende Hoffnungen sich nicht erfüllen, und sich tiefe Enttäuschung in die Knochen schleicht.

Doch was wäre die Alternative? Keine Schritte vor lauter Bange vor einem falschen Schritt? Nein, das kann es nicht sein. Nach einem Schritt muss der nächste gesetzt werden, vielleicht wieder in eine andere Richtung. Und vielleicht nach einiger Zeit der Besinnung und der Rekreation. Aber ich darf nicht erstarren und nur noch mein Leben von rückwärts verstehen. Ich muss es vorwärts leben, was aber nicht immer geradlinig heißt. Zwei Schritte vor, einer zurück - das ist oft genug unsere Erfahrung.

Nach allem Zagen, Murren und Verzichten-müssen, nach ekstatischem Feste feiern mitten in der Wüste, nach allem Erschrecken über die Heiligkeit des HERRN, nach allem Verlieren-müssen und nach allem Versorgt- und Geführt-werden durch die Gegenwart des lebendigen Gottes stehen sie eines Tages vor der Erfüllung ihrer kühnsten Träume. Ihre Vision ist dabei Wirklichkeit zu werden. Die Utopie wird zum konkreten Land. Das Ziel ihrer Wanderung, Land in dem Milch und Honig und essbare Tiere und Wasser und Blumen und Weizen und Quellen sprudeln und rinnen und wachsen und weiden, ist vor ihren Augen. Ein Schritt noch, der letzte große, entscheidende Schritt und dann ist es geschafft.

Es gibt diese Situationen im Leben, wo wir vor entscheidenden Schritten stehen. Entscheidungen müssen definitiv getroffen werden mit allen Konsequenzen. Lange vorher hin und her überlegt, die Dinge abgewogen, gewichtet, für und wider betrachtet, aber dann muss der Schritt gewagt werden.

Wenn es z.B. darum geht, einen neuen Arbeitsplatz anzutreten. Und der liegt vielleicht noch nicht mal in der Nähe, im Umkreis, der zu pendeln wäre. Sondern der liegt vielleicht 500 km entfernt. Viele Ostdeutsche standen und stehen vor diesem Schritt. Mache ich es, wage ich diesen Schritt oder bleibe ich lieber im Vertrauten, aber eben auch ohne Arbeit. Oder: Nehme ich eine Aufgabe an, eine neue berufliche Herausforderung, auch wenn ich nicht genau weiß, ob es gut ausgehen wird, ob die Kräfte und die Begabungen reichen. Oder: Ich merke, dass meine Kräfte langsam nachlassen. Ich lebe in einem großen Haus mit Garten und habe immer mehr Mühe, das alles zu versorgen und in Schuss zu halten. Wann ist der Zeitpunkt gekommen, das Haus zu verkaufen und vielleicht ins betreute Wohnen zu ziehen? Oder: Auch die Partnerwahl ist eine Entscheidung, die einen letzten entschiedenen Schritt bedeutet. Ich lege mich, wenn ich heirate auf diesen einen Partner fest, auch wenn ich weiß, dass er Macken hat und manchmal ganz schön anders tickt wie ich. Ein Schritt ohne Vorbehalt sollte es sein.

Und manchmal braucht es einen entschiedenen Schritt, um eine Trennung einzuleiten. Ein Schritt, dem unendlich viel Kummer und Herzeleid vorausgeht, ein Schritt, der weitreichende Konsequenzen hat, familiär, persönlich, wirtschaftlich. Aber manchmal ist er unausweichlich, um das Leben wieder nach vorn leben zu können, um wieder Luft zum Atmen zu haben.

Als aufmerksame Zeitgenossinnen, die das politische Geschehen genau beobachten, spüren wir derzeit auch: Lange kann es so nicht mehr gut gehen. Wir leben über unsere Verhältnisse. Unsere Ansprüche an das Leben und an unser Auskommen sind zu hoch. Wir haben uns eingerichtet im relativen Wohlstand. Und vergessen dabei ganz, dass es noch keiner Generation vor uns materiell so gut ging wie uns heute. Wir haben das Rad überdreht. Ein Schritt in die Selbstbescheidung wäre dran und zwar quer durch alle Bevölkerungsgruppen. Aber bevor ich von den anderen erwarte Ansprüche zurückzuschrauben, muss ich erst mal bei mir selbst anfangen. Vom Sparen-müssen wurde in der Vergangenheit noch von jeder Regierung gesprochen. Und wir wissen das ja auch, wenn wir den gigantischen Schuldenberg anschauen, den der Staat angehäuft hat. Aber der entscheidende Schritt in eine andere Mentalität, nämlich des Verzichtens und zwar bei allen Bevölkerungsgruppen, Berufsgruppen und Lobbyisten – der steht noch bevor. Deshalb ist das Sparprogramm der Bundesregierung auch nicht mehr als eine dünne einseitige Programmatik. Einen Mentalitätswechsel wird es nicht bewirken. Mit unseren bisherigen Verhaltensweisen und Denkmustern haben wir offensichtlich einen Irrweg eingeschlagen. Gefragt ist eine neue generationenübergreifende Verantwortungsgemeinschaft, die aufhört, die kritische Situation in unserm Land, aber auch in vielen Gemeinden, zu beschönigen oder zu verdrängen.

Die Israeliten stehen vor dem entscheidenden Schritt ihres Lebens: Aber sie zögern. Um Himmels willen, was ist los mit ihnen? Jetzt so kurz vor dem Ziel ihrer Träume verlässt sie der Mut zum festen, sicheren Schritt in die Zukunft. Mose hat 12 Kundschafter ausgesickt, der HERR hat es ihm so befohlen, und die kommen mit einer guten und einer schlechten Nachricht zurück, nachdem sie das Land Kanaan in der Länge und der Breite, von Norden bis zum Süden durchstreift haben.

Die gute Nachricht zuerst. Es ist geradezu ein Schlaraffenland gegenüber der Kargheit der Wüste. Im Traubental waren sie und haben die fettesten Früchte gefunden. Und zum Beweis auch gleich mitgebracht. Eine Traube, die geradezu genmanipulierte Ausmaße hat. 40 Jahre kein frisches Obst, kein frisches Gemüse, dass dieses Szenarium geradezu bizarr anmutet. Es erinnert fast an die Erzählungen von Menschen aus dem Krieg und aus Kriegsgefangenenlagern, die, wenn sie dann endlich was satt zum Essen fanden, sich den Bauch so voll hauten, dass der Magen streikte und alles wieder von sich gab.

Und dann bringen die Kundschafter auch noch Granatäfel und Feigen. Ein wollüstiger Genuss muss allein schon der Anblick gewesen sein.

Aber sie bringen auch eine schlechte Nachricht. Und die dämpft die Euphorie schlagartig. Das Land ist gar nicht leer, da wohnen schon Leute. Man kann also nicht einfach so rein und dann mal siedeln. Das wirklich bedrohliche aber ist, dass das nicht irgendwelche Leute sind, sondern es sind Riesen. „Das Land, das wir durchwandert und erkundet haben, ist ein Land, das seine Bewohner auffrisst; alle Leute, die wir dort gesehen haben, sind hochgewachsen. Sogar die Riesen haben wir dort gesehen. Wir kamen uns selbst klein wie Heuschrecken vor und auch ihnen erschienen wir so.“ Nu 13,32f.

Und diese Riesen wohnen in uneinnehmbaren Städten und überhaupt, das schaffen wir nie – das ist der ernüchternde Tenor von 11 Kundschaftern. Und Halsbänder, so sind wohl die Söhne Anaks zu übersetzen, haben die als Zeichen, dass sie brandgefährlich sind – so ähnlich wie die Rocker heute, die man auch schon von weitem erkennt an ihrer Kluft und mit ihren Maschinen, und dann sich möglichst schnell verdrückt.

Warum Gott, tust du uns das noch an? So kurz vor dem Ziel uns vor Augen zu führen, was für ein kläglicher Haufen wir sind. Denn wir können nie und nimmer befestigte Städte einnehmen. Wir haben ja gar keine Waffen. Und wie sollen wir es mit Riesenmenschen aufnehmen. Wir ausgemergelten, abgehalfterten Wüstengestalten, wir haben doch gar keine Ahnung, welche Fortschritte medizinischer und waffentechnischer Art diese Sesshaften gemacht haben. Wir haben die Entwicklung der Zeit in der Wüste verpasst, keine Schule gab es und schon erst recht kein Studium, wo man sich hätte mal kluge militärische Strategien überlegen können, wie man mit so einer Situation umgeht. Wir fühlen uns eigentlich wie das letzte Stück Dreck, Ameisen, auf denen man herumtreten kann. Das Selbstbewusstsein ist perdu, flöten gegangen, in den Strapazen der letzten 40 Jahre. Es war alles vergeblich. Niedergeschlagen. Keine Kraft mehr für diesen letzten entscheidenden Schritt. Noch nicht mal mehr Kraft zum Abwägen und Problemlösungen entwickeln. Nein, ich kann nicht. Nein ich will nicht. Basta.

„Da erhob die ganze Gemeinde ein lautes Geschrei und das Volk weinte die ganze Nacht.“ Nu 14,1

Es ist gut, wenn Wut und Enttäuschung rauskommen. Immer noch besser, als in Depressionen zu erstarren. Geschrei und Weinen zeigen: da ist doch noch Energie da. Einerseits kann ich sie verstehen, die Israeliten. Diese Enttäuschung ist wirklich buchstäblich mit den Händen zu greifen. Merkt Gott denn nicht,

dass irgendwann mal Ende der Fahnenstange ist? Auf der anderen Seite kommen sie mir ein bisschen wie beleidigte Leberwürste vor. Regressiv, schlüpfen in die Kinderrolle und erwarten, dass sie versorgt werden. Jetzt haben wir doch schon so viel gelitten, jetzt wird es Zeit, dass wir es endlich mal gut haben und wir belohnt werden für unsere Ausdauer oder unseren Einsatz oder für unsere offensichtliche Leistung.

Das kenne ich ja nur zu gut, diese heimliche Einstellung. Laut sagen wir das normalerweise nicht, aber wir fühlen oft so. Das Maß ist voll, jetzt hätte ich was Besseres verdient. Wir haben uns doch so eingesetzt, warum wird uns das nicht gedankt. Wir haben uns doch jahrzehntelang aufgeopfert, warum wird das nicht geschätzt und einfach drüber weggegangen, weil angeblich die Zeit sich verändert und wir dringend neue Maßnahmen ergreifen müssen, um Menschen zu erreichen. Ach ja, unser gekränktes Selbstbewusstsein spielt uns oft einen Streich. Und verhindert viel zu häufig, dass wir den nächsten, entscheidenden Schritt machen. Heraus aus dem beleidigten Schneckenhaus, weg von dem sich Zieren, weg von dem Gebeten-werden-wollen.

Auch gegenüber Gott fühlen wir manchmal so. Sagen wir ihm das auch? Ich finde, das können wir ruhig. Gott ist deshalb eben nicht beleidigt. Er erträgt es zum Glück, wenn wir ihn volljammern und uns auch mal richtig selber leid tun. Das alles darf sein, muss manchmal sogar sein, aber dann sollten wir den Schritt schaffen aus dem Schneckenhaus heraus. Uns kritisch selbst reflektieren, uns anschauen, was uns hindert, aus der beleidigten Ecke herauszukommen. Der Preis der Freiheit und Selbstbestimmung ist hoch – ohne Verantwortung für sich selbst und für die ganze Gruppe ist sie nicht zu haben.

„Alle Israeliten murrten über Mose und Aaron und die ganze Gemeinde sagte zu ihnen: Wären wir in Ägypten oder wenigstens hier in der Wüste gestorben. Warum nur will uns der Herr in jenes Land bringen? Etwa damit wir durch das Schwert umkommen und unsere Frauen und Kinder eine Beute der Feinde werden? Wäre es für uns nicht besser, nach Ägypten zurückzukehren? Und sie sagten zueinander: Wir wollen einen neuen Anführer wählen und nach Ägypten zurückkehren.“ Nu 14,2ff.

Wenn es nicht mehr läuft, dann muss es an der Spitze, an der Führung liegen. Dieses Problem-Lösungsmodell kennen wir. Z.B. vom Fußball, Trainer werden ausgetauscht, damit der Verein wieder aus dem Keller der Bundesliga kommt. Manchmal klappt das, so wie beim VfB beeindruckend in der letzten Saison. Wenn die deutschen Kicker die Vorrunde der WM nicht schaffen sollten, wird mit Sicherheit Jogi Löw nicht mehr lange Trainer sein.

Diesen Reflex kennt man auch aus Gemeinden. Wenn es nicht mehr voran geht, muss es am Pastor liegen. Oder an der Gemeindevertreterin. Mit einem neuen Pastor wird alles besser. Manchmal ist da was dran, manchmal aber verändert sich an Problemen auch durch einen herbeigeführten Wechsel nichts. Das Austauschen der Spitze ist kein Allheilmittel. Aus einem vermeintlichen Befreiungsschlag kann ein Schuss nach hinten werden. Schritte so weitreichender Art müssen gut abgewogen werden und umbetet werden. Der Heilige Geist muss Schützenhilfe geben.

Wie geht die Geschichte weiter, die sich da so dramatisch vor dem entscheidenden Schritt ins Land abspielt? „Da warfen sich Mose und Aaron vor der ganzen Gemeindeversammlung der Israeliten auf ihr Gesicht nieder. ... Sie sagten: Das Land, das wir durchwandert und erkundet haben, dieses Land ist überaus schön. Wenn der Herr uns wohlgesinnt ist und uns in diese Land bringt, dann schenkt er uns ein Land, in dem Milch und Honig fließen. Lehnt euch nur nicht gegen den Herrn auf. Habt keine Angst vor den Leuten in jenem Land; sie werden unsere Beute. Ihr schützender Schatten ist von ihnen gewichen, denn der Herr ist mit uns. Habt keine Angst vor ihnen.“ Nu 14, 5ff.

Habt keine Angst vor dem nächsten Schritt. Ich sehe ein Banner vor mir mit diesem Appell, mit dieser Einladung zum Vertrauen, mit dieser herrlichen Zusage. Gott selbst greift ein und macht aus den Riesen bezwingbare Zwerge. Vielleicht zucken wir jetzt zusammen bei dieser Vorstellung, dass Gott unschuldige Menschen zur Beute von seinen auserwählten Leuten macht. Das kratzt an unserem Gottesbild. Mit einem solchen Gott wollen wir nichts zu tun haben.

Erlaubt mir an dieser Stelle einen klitzekleinen Exkurs in die historisch-kritische Forschung: Was in der hebräischen Bibel als teilweise sehr gewalttätige Landnahme dargestellt wird, hat sich, nach allem was wir wissen und was auch archäologische Befunde bestätigen, sehr viel friedlicher abgespielt. Man muss sich das eher so vorstellen, dass mehrere kleinere Gruppen aus der Wüste in das fruchtbare Land einsickerten.

Sicher ist es dabei auch konfliktreich zugegangen, denn in einem Land, in dem Wasser und Weidegründe kostbar sind, gibt es eben Verteilungskämpfe. Nicht anders wie damals, als am Ende und nach dem letzten Weltkrieg viele Flüchtlinge nach Westdeutschland kamen und auf einmal Wohnraum und Lebensmittel beanspruchten. Und die Einheimischen hatten gar keine Lust, zu teilen, was sie hatten. Damals ist es auch immer wieder zu Verteilungskämpfen gekommen. Doch man hat sich irgendwie arrangiert miteinander, denn das Land hatte Platz genug für alle. Verteilungswettbewerbe gibt es ja bis heute, wenn wir die ganze Sozialstaatdebatte verfolgen. Und die aktuelle Spardebatte zeigt, dass er wieder voll entbrennen wird. Also wirklich nichts Neues.

Habt keine Angst vor dem nächsten Schritt. Habt keine Bange vor der bitter notwendigen Veränderung. Gott macht aus den Riesen bezwingbare Zwerge. Wir können das auch weiterfassen: Gott macht aus Riesenproblemen überschaubare Herausforderungen. Riesen tauchen immer wieder auf in unserem Leben, stehen vor uns, werfen ihre Schatten, flößen uns Angst ein, lassen uns erstarren und erzittern und stehen uns schlicht und ergreifend im Weg. Wir gehen keinen Schritt mehr weiter und weichen zurück. Wir fühlen uns wie kleine Zwerglein, die es nie und nimmer mit diesem Riesen aufnehmen können. Manchmal aber werden unsere Gefühle, unsere Verhaltensweisen selbst zu den eigentlichen Riesen, die uns im Weg stehen und die wir nur so schwer überwinden können.

Ich nenne mal ein paar Riesen, die und den nächsten Schritt verleiden, die verhindern, dass wir aufeinander zugehen, uns einander zuwenden und Glauben teilen: - Angst - Stolz - Trägheit
- Eitelkeit - Mangelndes Selbstbewusstsein - Nicht Nein sagen können - Immer Nein sagen - Neid

Schritte wagen geht dann, wenn wir diese Riesengefühle anschauen und uns ehrlich Rechenschaft abgeben, warum wir einen notwendigen Schritt nicht gehen können oder wollen oder manchmal auch nicht dürfen. Warum wir uns nicht verändern.

Wie endet die Geschichte aus Numeri 13 und 14: Ziemlich bitter und sehr ernst. Mose merkt, dass das Volk mit seiner Weigerung, den Schritt in das Land zu wagen, und damit einfach Gottes Zusage zu vertrauen, gewappnet zu sein gegen die Riesen, zu weit gegangen ist. Er bittet Gott zum x-ten Mal um Nachsicht. Gibt ihm ganz menschlich zu denken, was wohl die Ägypter dazu sagen, wenn er jetzt, so kurz vor dem Ziel sein Volk im Stich lassen würde. Die würden sich ja ins Fäustchen lachen und sagen: Weil der HERR nicht imstande war, dieses Volk in das Land zu bringen, das er ihnen mit einem Eid zugesichert hatte, hat er sie in der Wüste abgeschlachtet. Und er appelliert an Gott, wieder ganz menschlich: „Gerade jetzt sollte sich die Kraft meines Herrn in ihrer ganzen Größe zeigen, wie du gesagt hast: „Ich bin der HERR, langmütig und reich an Huld, der Schuld und Frevel wegnimmt, der aber den Sünder nicht ungestraft lässt, der die Schuld der Väter an den Söhnen verfolgt, an der dritten und vierten Generation: Verzeih also diesem Volk seine Sünde nach seiner großen Huld, wie du diesem Volk auch schon bisher vergeben hast, von Ägypten bis hierher“. Da sprach der HERR: ich verzeihe ihm, da du mich bittest.“ Nu 14, 11 ff.

Doch ganz so friedlich endet dieser verweigerte Vertrauensschritt dann doch nicht: Alle die, die Gott schon zimal in der Wüstenzeit auf die Probe gestellt haben, bekommen keine Chance mehr, von der Milch und dem Honig zu kosten, die im verheißenen Land fließen. Sie werden in der Wüste sterben. Erst die nachfolgende Generation wird endgültig den Schritt in das Land setzen, das einst das Ziel ihrer Träume war.

Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Dieses geflügelte Wort des ehemaligen Präsidenten der Sowjetunion Michail Gorbatschow ist meistens die Lehre aus einer bitteren Erfahrung. Und birgt eine tiefe Wahrheit bis heute.

Schritte wagen - sollten wir, wann immer wir können. Schritte wagen - sollen wir solange wir es noch können. Solange wir die Kraft dazu haben, die Energie, die Flexibilität. Es kann auch ein zu spät geben. Schritte wagen - sollten wir, solange uns Gott diese Option schenkt. Uns selbst überwinden und uns von unserem Herrn überwinden lassen. Das gilt für unsere persönlichen Schritte, als auch für die Schritte, die wir in den Gemeinden zu setzen haben.

Schritte auf einen anderen Menschen zu

Schritte in ein neues Denken, eine neue Einstellung

Schritte an einen neuen Ort, in einen neuen Raum, in ein neues Haus

Schritte in neue Verhaltensweisen

Einen Schritt auf dem Weg der Veränderung

Das sind alles waghalsige Unternehmen.

Es sind riskante Unternehmen des Glaubensgehorsams. Manchmal fast ein Drahtseilakt, auf dem wir Schritt für Schritt, uns immer wieder ausbalancierend, manchmal schwankend und trippelnd, aber doch vor tasten. Dann wieder fest, klar und entschlossen in fester Schrittfolge das Ziel im Blick. Immer die Vision im Auge behaltend, sie mit Gott immer wieder kritisch überprüfen, sie den Gegebenheiten anpassen.

Riesen türmen sich vor uns auf und wollen uns den Mut nehmen. Mitten in unserem Denken und Fühlen machen sie sich breit und bauen sich vor uns auf als scheinbar unüberwindbare Hindernisse. Liebend gerne würden wir die Verantwortung abgeben und uns unser Versorgt-werden einfordern.

Doch lasst uns nicht verzagen vor diesen Riesen, Gott hilft uns dabei, ihnen den Schatten zu nehmen, dass wir ihrer habhaft werden, sie zu unserer Beute machen. Zu unserem begrenzten Können und unserer schwachen Kraft kommt immer Gottes Wort: Habt keine Angst! Es ist der Schrittmacher, der uns in Bewegung setzt.

Wind of change – immer wieder hat er in der Geschichte kräftig geblasen. Er kam nur in Gang durch die Schritte einzelner Mutiger, die sich zu einem Marsch vieler entwickelten.

Trauen wir Gott etwas zu und uns selbst auch.

Murmelgruppen

Wo spüre ich Leidensdruck in meinem Leben, der nur durch einen mutigen Schritt nach vorne erträglicher wird?

Welche Vision könnte mich auf den Weg locken?

Was hindert mich, den entscheidenden Schritt meines Lebens zu tun, mich zu verändern?

- Familie
- Beruf
- Kirche/Gemeinde
- Gesellschaft

2) Schritte wagen – Glauben teilen

Ein Beispiel aus der methodistischen Missionsgeschichte

Johanna Claß war das zweite Kind des Pastors Matthäus Claß und seiner Frau. Geboren wurde sie 1876 in Backnang. Ihre Eltern hatten sieben Kinder, drei davon starben vor der Vollendung des ersten Lebensjahres. Tod und Leben lang eng beieinander. Sie besuchte die höhere Mädchenschule in Backnang und lernte seit 1887/88 Französisch und Englisch. Außergewöhnlich war das für die damalige Zeit, denn der Besuch einer höherer Schule bzw. eines Internates kostete Geld. Für die meisten Menschen vom Land blieb höhere Bildung unerreichbar. Nicht weil es an Begabung gefehlt hätte, sondern aus finanziellen Gründen. Später wurde sie Schülerin im Korntaler Mädcheninternat. Dort waren auch ausländische Schülerinnen, mit denen man sich sprachlich üben konnte. Die Orientierung der Schule an den Aufgaben und Berufungen zur Mission haben Johanna geprägt und vorbereitet.

1890 wurde ihr Vater nach Schorndorf versetzt. Er war nicht wenig überrascht, als er wahrnehmen musste, dass auf dem Bezirk eine Verstimmung gegen sein Kommen zu spüren war, weil die Gemeinde meinte, der Vorgänger hätte sein Stuhl räumen müssen.

So liest man es in den Annalen der Schorndorfer Gemeinde – tröstlich, dass es auch schon vor mehr als 100 Jahren ziemlich menschele in den Gemeinden und auch bei den Pastoren. In den folgenden Jahren durfte der Vater Johannas aber immer mehr feststellen, „dass Gott mit uns ist“, auch wenn die Lieblosigkeit unter Gliedern auf einigen Stationen manchen Schaden anrichtet. „Der Herr möge helfen und bald einen gnädigen Regen über seine Kirche kommen lassen“, war sein Gebet.

Es wird auch damals nicht anders gewesen sein. Die Kinder des Predigers und seiner Frau waren mitten im Geschehen und vieles, was die Eltern beschwerte und erfreute, bekamen sie hautnah mit. Eng befreundet

war Familie Claß mit dem damaligen Leiter des methodistischen Missionswerkes John Cook Barratt und seiner Familie, die in Cannstatt lebten. Johanna konnte mit den 6 Kindern der Familie Barratt ihre in der Schule erworbenen Englischkenntnisse vertiefen. Die Welt als weites Missionsgebiet war ein ständig wiederkehrendes Thema bei den Gesprächen, wenn sich die Familien trafen. Nicht nur die Gemeinde, in der man arbeitete und lebte, nicht allein der Bezirk, sondern immer zugleich auch die große, damals noch so ferne und unbekannt Welt.

Haben Johanna und ihre Familie globalisierter, weltläufiger, internationaler gedacht als wir heute, die wir die Chance haben, per Internet und Google Earth die entferntesten Gegenden auszukundschaften und uns per Satellit von oben zu betrachten? Und trotzdem an vielen Stellen sehr provinziell denken, zunächst nur an das eigene Naheliegendste, die eigenen Gemeindebedürfnisse im Blick haben. Uns schwer tun, über den eigenen Kirchen oder Konferenzrand hinauszuschauen?

Die Missionsbeauftragten unserer Bezirke haben es nicht leicht, das Anliegen der weltweiten Mission in unseren Gemeinden zur Sprache zu bringen. Unser Herz brennt mehr für das, was wir vor Ort haben als für das, was in der weiten Welt geschieht. Wir tun uns schon schwer, in den neu installierten Regionen uns zurechtzufinden.

Ich bin fasziniert davon, wie Menschen vor mehr als 100 Jahren eine Offenheit lebten und einen globalen Blick hatten, obwohl oder auch vielleicht weil sie ihre Informationen nur über Briefe bekamen, die wochenlang unterwegs waren. Und ihnen nur wenige und kostbare Bücher zu Verfügung standen, um sich zu informieren.

Johanna lernt Heinrich Fellmann mit 19 Jahren kennen. Er war ein Bauersjunge aus dem Fränkischen. Erst im Alter von 10 Jahren kam er das erste Mal in eine Stadt, Würzburg. Er lernte den Sattlerberuf, trat dann ins Predigerseminar Cannstatt ein und lernte dort Englisch, Griechisch und Hebräisch. Als er sich 1896 mit Johanna verlobte, erklärte er seine Bereitschaft, 10 Jahre nach Melanesien zu gehen. Heute bekannt unter Polynesien, einer Inselgruppe nördlich von Australien mit der Hauptinseln Papua Neuguinea. Ich stelle mir das vor: Da ist ein junger begabter Mann, der die ersten 10 Lebensjahre nur sein Heimatdorf kannte, und dann sich langsam die Welt vergrößert mit Würzburg. Er lernt Deutschland besser kennen, als er Pastor auf Probe in Siegen wird. Er verlobt sich mit einem Mädchen, das außer Schwaben nichts anderes kennt. Und dann hört der Mann einen Ruf in die Mission und zwar gleich nach Melanesien, eine Gegend, die für Malaria, wegen Totschlag, Mord und Kannibalismus berüchtigt war. Er empfiehlt seiner Braut die Lektüre eines Buches mit dem Titel „Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. „Wenn du es wünschst, will ich’s Dir senden, ich habe es bereits gelesen.“

Wie würden wir mal so als Mutter reagieren, wenn sich unsere 20-jährige Tochter mit einem gewiss integren und charakterstarken Mann verloben würde, der sie für 10 Jahre zu den Kannibalen mitnehmen würde. Ich glaube, ich kann von einer ziemlich einhelligen Reaktion ausgehen: Wir würden alle abraten. Bloß nicht, Johanna, mach das nicht. Das ist viel zu gefährlich für Dich. Du bist von zarter Gesundheit. Dort gibt es kaum Ärzte. Wenn du schwanger wirst - wer hilft dir dann bei der Entbindung? Die Gefahr, am Kindbettfieber zu sterben, ist übergroß. Wir können nur brieflich in Verbindung bleiben, es gibt kein Telefon und kein Internet. Und erst die Reise dahin, so gefährlich und beschwerlich. Es sind ja Segelschiffe, die da unterwegs sind, und die können auf den großen Weltmeeren sinken. Ach Johanna, und das alles wegen ein paar Wilden, denen ihr von Jesus erzählen wollt. Johanna bleib hier und such dir was Angenehmeres, Sichereres. Dieser Schritt ist zu groß, zu weit, zu gefährlich, zu waghalsig, zu abenteuerlich – nur um den Glauben an Jesus mit diesen unzivilisierten Menschen zu teilen. Bleib da.

Ein kurzer Abstecher ins hier und heute. In 4 Wochen werden wir zur standesamtlichen Hochzeit ebenfalls von einer Johanna fahren. Sie ist auch 20, die Tochter meiner besten Freundin aus Wien und Sandkastenfreundin unseres Sohnes. Sie heiratet einen Pastor unserer Kirche aus Serbien und wird mit ihm nach Serbien ziehen. Dorthin, wo Pastoren ganz ganz wenig verdienen und höchst bescheiden leben müssen. Wie ist eure erste Reaktion? Toll, Johanna, das ist der richtige Schritt, das finde ich richtig klasse. Super Zukunft, Glückwunsch. Oder eher: Ach du liebe Zeit, was macht sie denn da? Erst 20 und keine richtige Ausbildung, nur Matura und zwei Semester Serbokroatisch. Das ist ja ein Harakiri-Unternehmen. Wie können die Eltern das nur zulassen?

Es ist uns nicht überliefert, wie Johanna Fellmanns Eltern reagierten, als sie von den Plänen ihrer Tochter erfuhren, mit ihrem Mann nach Polynesien zu ziehen, um dort den Menschen den Glauben an Jesus Christus zu bringen. Aber ich vermute, sie reagierten gelassener als wir es heute tun würden. Sie haben

Johanna ihren Segen gegeben, weil ihnen die Sache der Mission eine ebensolche brennende Herzensangelegenheit war. Heinrich Fellmann schreibt an seine künftigen Schwiegereltern: „Ihr werdet gleich uns in der Entscheidung des Wesleyanischen Missionsboardes von Australien mich als Missionar anzustellen auch den Ruf Gottes erkannt haben, der an mich und an Johanna ergeht. Genauer über den Ort unserer Stationierung habe ich noch nicht erfahren.“

Und Johanna selbst? Leider gibt es keine Tagebücher aus der Zeit ihrer Vorbereitung auf die Ausreise. Zwischen der recht überraschender Verlobung und der Hochzeit vergehen genau 5 Monate. Welche Gefühle haben sie umgetrieben vor einem solchen Schritt ins Unbekannte? 8 Tage nach der Hochzeit reisen sie aus. In Sydney angekommen, zwei Monate nach der Überfahrt schreibt sie am 1. Januar 1897 in ihr Tagebuch: „Ja, ein neues Jahr hat angefangen. Wir stehen vor der Zukunft und wissen nicht, was sie uns bringen wird. Aber wir wissen das, dass derselbe Gott, der im vergangenen Jahr mit uns war, es auch fernerhin sein wird; Er ist derselbe, gestern und heute und in Ewigkeit. Ein ganz neues Leben, so verschieden von unserem bisherigen, liegt vor uns. Wie mag die Zukunft sich gestalten? Werde ich glücklich oder unglücklich fühlen? Das sind die Fragen, die sich mir unwillkürlich aufdrängen. Ich muss jeden Tag den lieben Gott um Kraft bitten, dass ich im Stande bin, meine künftigen Pflichten nach seinem Willen zu erfüllen.“

Johannas Mut, diesen großen Schritt zu wagen, um gemeinsam mit ihrem Mann ihren Glauben mit denen zu teilen, die noch nie etwas von Jesus Christus gehört haben, hat sich gelohnt. Sie hat ein unglaublich spannendes, bewegendes, aufregendes Leben. Sie stellt sich Herausforderungen, die uns heute sehr schwer fallen würden. Sie pendelte zwischen Heimat und Missionsstation, brachte 7 Kinder zur Welt. Phasenweise war sie alleinerziehende Mutter von 5 Kindern, während ihr Mann Zehntausende von Kilometern seiner Arbeit nachging. Dann reiste sie wieder aus und musste ihre beiden älteren Jungs in Frankfurt bei Verwandten zurücklassen. Sie sollten eine deutsche Schule besuchen. Das alles machte sie gewiss nicht leichten Herzens und aus Selbstverwirklichungsdrang oder Abenteuerlust, sondern weil sie ihrem HERRN gehorchen wollte. Nach dem Ende des 1. Weltkrieges kehrte sie mit ihrem Mann endgültig aus dem Missionsdienst zurück und wurde Pastorsfrau in Bayern und Baden-Württemberg.

Ein Beispiel aus der Bibel - Schritte wagen

Ein Beispiel aus der Missionsgeschichte – Schritte wagen – Glauben teilen

Doch wir sind heute gefragt:

3) Was könnte uns motivieren, die dringend nötigen Schritte zu wagen? Was könnte uns veranlassen, wirklich aufzustehen und aufeinander zuzugehen?

Dass wir Schritte wagen müssen, wird niemand ernsthaft bestreiten. Trotzdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass gerade bei Christenmenschen und in Gemeinden das wagemutige Verändern, das Verlassen des Altvertrauten und Heimeligen, das sich Auseinandersetzen mit neuen Wegen ein besonders schwieriges Unterfangen ist.

Weil das so ist, weil die Ängste und die Beharrlichkeiten offensichtlich an vielen Stellen sehr groß sind, müssen wir uns fragen, was uns denn den innerlichen Halt geben könnte, damit wir äußerlich uns in Bewegung setzen. Was könnte uns innerlich so stark machen, dass wir Kraft haben, uns zu verändern?

Vor vier Wochen haben wir Einsegnung auf unserem Bezirk gefeiert. Wir waren zum anschließenden Feiern eingeladen. Was bringe ich als Geschenk einem Mädchen mit, das heftig pubertiert und ihre Eltern schon alles abverlangt hat?

Ich war bei blessings 4you in Weinstadt und habe u.a. einen Block gefunden, der mich faszinierte: *Ich verleihe dir die Königswürde* stand da drauf. Ja, dachte ich, das schenk ich ihr. Sie soll das wissen, dass sie königlichen Geblüts ist. Aber nicht nur ihr tut das gut. Auch für mich und für uns alle ist das eine reizvolle, ungewöhnliche Vorstellung, ein Mensch mit einer Königswürde zu sein, und zwar mit einer göttlichen Königswürde.

Häh, werdet Ihr jetzt vielleicht sagen, wo steht das denn in der Bibel? Ich will es kurz erklären. Im Taufritus kommt es am schönsten zum Ausdruck. Leider an einer Stelle, die wir als evangelisch-methodistische Christen kaum praktizieren, dabei aber liturgisch etwas verloren haben. Im katholischen Taufritus wird ein Kind nach empfangener Taufe mit Salböl gesalbt, dem sogenannten Chrisam. Früher

wurden Könige von Propheten gesalbt, wenn sie in ihr Amt eingesetzt wurden. Es ist ein Zeichen dafür, dass der Täufling in der Verbindung mit Jesus teilhat an seiner Würde als König. Jeder Christ, jede Christin hat königliche Würde, weil sie zu Christus gehört. Augustin, der Kirchenvater sagte deshalb einmal, dass wir alle Christusse wären, Gesalbte.

Jede von uns hat Weisheit und Stärke dieses Königs Jesus in sich. Wir tragen die Königswürde Jesu in uns. Das kann uns stolz und zugleich demütig machen, selbstbewusst und zugleich zutiefst bescheiden. Das Wissen, die Königswürde Jesu Christi in mir zu tragen, gibt mir einen festen Halt unter den Füßen. Einen festen Halt, so dass ich nicht stehen bleiben muss, sondern fest ausschreiten kann. Dass ich mir große Schritte zutrauen kann, großspurig unterwegs sein kann. Mit einer Krone auf dem Kopf laufe ich aufrecht, verstecke mich nicht und ducke mich nicht weg. Ich werde gesehen und ich will gesehen werden. Ich sehe glänzend aus, und das werden andere bemerken.

Mit der königlichen Würde Jesu in meinem Selbstbewusstsein werde ich trotz aller Rückschläge, Verirrungen, Verluste und Hindernisse alles daran setzen, das verheißene Land zu betreten. Ich werde es ertragen lernen, dass sich vieles in rasanter Geschwindigkeit ändert, so dass ich manchmal fast nicht mehr mitkomme und den Eindruck habe, ich hab den Anschluss verloren. Ich werde lernen, vom Kleinen zum Großen zu denken. Notwendige Strukturprozesse in der Kirche, im Beruf, als Staatsbürgerin nicht mehr nur ängstlich blockieren. Ich werde nicht nur auf die Verluste starren und sie beklagen, sondern versuchen, mich umzustellen. Vielleicht auch mal meine Ansprüche runterschrauben, meine Versorgungsmentalität überprüfen und mein Denken, das hauptsächlich an Besitzstandswahrung interessiert ist, kritisch hinterfragen. Das kann ich alles, weil ich meinen Wert und meine Bedeutung nicht zuerst von meiner Stellung in meiner Gemeinde oder in meiner Firma abhängig machen muss und auch nicht davon, wie gut oder schlecht meine Gemeinde im Ort dasteht, meinen Wert und meine Würde mache ich von Jesus abhängig, der mir Anteil gibt an seiner Königswürde.

Ich werde es schaffen, beharrlich und in kleinen Schritten mich in die neue Zeit hinein zu tasten. Ich werde überprüfen, was ich behalten kann und das andere wegtun, damit Platz für Neues ist. Ich werde lebendige Traditionen weiter lieben und trotzdem gespannt sein auf neue Experimente. Ich kann mich ohne Angst und Vorbehalte auf die gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit einlassen. Dabei muss ich nicht alle Neuerungen und Modernisierungen mitmachen, solange das Feuer der Tradition lichterloh brennt. Das ist kein Gegensatz! Ich lerne zu unterscheiden, ob ich einem blinden Aktionismus und kurzsichtiger Vordergründigkeit unterliege. Oder ob die Schritte des Wandels dem Prinzip der Nachhaltigkeit verpflichtet sind. Ich kann getrost das Bewahrenwollen des Verteidigenswerten üben, wenn es um die wirklich entscheidenden Werte geht, die unsere Welt und unsere Gesellschaft zu mehr Gerechtigkeit verhelfen. Und kann auf der anderen Seite zu neuen Ufern aufbrechen. Ich kann Neugier entwickeln auf das komplexe Leben in der Postmoderne. Ich kann lernen zu fragen: Wo berücksichtige ich dieses postmoderne Lebensgefühl in meinen Beziehungen, in meinem Alltag, in unseren Gottesdiensten? Wo kann ich es wagen, eine Schublade meines Denkens weit zu öffnen und mich auf völlig ungewohnte Bahnen zu begeben? Möchte ich Menschen von Jesus erzählen, meinen Glauben teilen, die ganz unorthodox denken und leben oder überlasse ich sie mit ihren Fragen lieber sich selbst? Verschließen wir gar aus einer fatalen Mischung von Ignoranz, Minderwertigkeitsgefühl und Hochmut unsere Kirchentüren und Haustüren und gar unsere Herzenstüren vor ihnen?

Wir brauchen uns nicht zu fürchten vor dem nächsten notwendigen Schritt. Auch wenn unsere Gemeinden an vielen Stellen kleiner und auch älter werden, wir vielleicht Abschied nehmen müssen von der Gemeinde, in der wir Jahrzehnte heimisch waren und für uns ein Schritt in eine neue Gemeindesituation, vielleicht an einem anderen Ort ansteht. Gott zieht mit uns weiter und wird uns eine neue Heimat schenken. Wir brauchen deshalb die Köpfe nicht hängen zu lassen. Wir können vielleicht in die Knie gehen, aber das tun wir aufrecht - ohne unsere Würde zu verlieren.

Wir brauchen uns nicht zu fürchten vor einer Welt, die im rasanten Wandel ist.
Aber es wird nicht ohne Risiko gehen.
Die Risikokultur des Aufstehens –Aufeinander zugehns
des Schritte wagens – Glauben teilens
ist Gottes verheißungsvoller Weg mit uns.

Lasst uns Lust entwickeln an der Bewegung, am Ausschreiten;
lasst uns unseren Geist entfalten und uns gegenseitig aus der Verhockung rauslocken.
Lasst uns übermütig und selbstbewusst von Jesus erzählen.
Lasst uns freimütig und couragiert unsere königliche Würde in der Welt zum Leuchten bringen.

Wenn wir uns riskieren, wird sich die Leidenschaft ganz von selbst ausbreiten.
Und alles das zum wachsen und sprießen bringen, was uns glücklich, erfüllt, heil und zufrieden macht.

Zum Abschluss:

*In welchen Veränderungssituationen tut es mir besonders gut,
mir meiner königlichen Würde von Jesus Christus bewusst zu sein?*

Verteilen von Postkarten mit Kronesticker

Literaturhinweis:

Ulrich Fellmann (Hrsg.), Von Schwaben in den Bismarckarchipel – Tagebücher
der Missionarsfrau Johanna Fellmann aus Deutsch-Neuguinea 1896-1903, Wiesbaden 2009